

Nr. 77. Bromberg, den 17. August 1924.

Der Tod kehrt im Hotel ein.

Roman von Sven Elvestad.

Einzig berechtigte Übersetzung von Julia Koppel.

(13. Fortsetzung.)

33.

Was hatte diese Geste zu bedeuten? Dr. Arran zeigte mit voraestrecktem Arm auf den Hotelbesitzer und lachte dabei; es war, als ob er allen klarmachen wollte, daß er den armen Mann verhöhnte. Gaarder zuckte zusammen und zog sich verstört einen Schritt zurück. Dr. Arran folgte ihm, die Hand drohend vorgestreckt.

„Was wollen Sie?“ fragte Gaarder stammelnd.

„Sie sind es“, antwortete Arran, „Sie . . .“

Weiter kam er nicht die Worte wurden durch seine Munterkeit erstickt. Gaarder sah die anderen wie hilfesuchend an. Plötzlich platzte Dr. Arran heraus:

Sie sind es, der die Tatsachen entstellt. Haben Sie nicht selbst erzählt, daß Sie auf den Hofplatz stürzten, als Sie die Schüsse hörten. Waren Sie vielleicht im Begriff, zu Bett zu aehen?“

„Ich war im Begriff, meine Runde zu machen,“ sagte Gaarder mit mühsam erkämpfter Ruhe.

„Nein“, brüllte Arran so laut, daß die Wände widerhallten, „Sie waren selbst auf dem Kriegspfad, Ihre Kleidung verrät Sie ja.“

Gaarder sah an seinem Sportsanzug herab.

„Darf ich vielleicht erklären“, stammelte er verwirrt, „wenn der Herr mich zu Worte kommen läßt —“

Dr. Arran aber unterbrach ihn und fuhr ununterbrochen fort:

„Heute abend um zwölf Uhr sah ich Sie im Gesellschaftsanzug im Saal, und eine Stunde später, als ein Schuß Sie aus dem Hause ruft, sind Sie im Sportsanzug mit Wasserstiefeln. Nur das Gewehr fehlt, dann könnte man Sie für einen Wilddieb halten. Gott weiß, was Sie heute nacht vorhatten.“

Die letzten Worte wurden in einem Ton teuflischer Verdächtigung geäußert. Dr. Arrans Auftreten hatte etwas halb Wahnsinniges, halb Melodramatisches, das offenbar auf Gaarder beruhigend wirkte. Die Anschuldigungen waren so sinnlos, daß er seine Überlegenheit zurückgewann. Es wurde immer deutlicher, daß Arran nicht ganz normal war, jedenfalls wirkte er durch sein Auftreten so.

Gaarder stützte sich gegen den Tisch und sagte mehr zu den anderen als zu Arran gewandt:

„Ich begreife nicht, was dieser Mensch mit seiner Boshaftigkeit bezweckt. Vielleicht hat das unheimliche Ereignis heute nacht seine Nerven angegriffen. Das kann man als Entschuldigung gelten lassen. Ich frage Sie, meine Herren, hat meine Bekleidung irgend etwas mit dieser Sache zu tun, bin ich genötigt, eine Erklärung abzugeben, warum ich heute abend einen Sportsanzug trage?“ (Ein deutliches Ja! von Arran.)

Plötzlich wandte Gaarder sich an Dr. Benediktson.

„Können Sie stehenden Fußes eine Erklärung dafür abgeben, warum Sie eine bunte Weste tragen?“

„Ich trage immer bunte Westen“, antwortete Dr. Benediktson. (Das ist zwar gelogen, dachte Krag.)

„Gut“, fuhr der Hotelbesitzer fort, „vielleicht habe ich mich umgezogen, weil die Nächte kalt zu sein pflegen. (Lautes Ho Ho! von Arran.) Vielleicht wollte ich auch noch einen Spaziergang machen, ich entsinne mich nicht mehr. Jedenfalls erscheint mir die Frage meiner Bekleidung unwesentlich, wenn es sich um die Auffindung eines Mörders handelt.“

„Keineswegs“, sagte Dr. Arran mit tiefer Stimme.

Gaarder näherte sich ihm und fragte erbittert:

„Mein Herr, was bezwecken Sie mit dieser Beleidigung?“

Dr. Arran antwortete mit übertriebener Arroganz:

„Ich möchte wissen, was Sie in diesem Sportsanzug vorhatten?“

Gaarder war im Begriff, ihm eine schroffe Antwort zu geben, besann sich dann aber eines Besseren, wandte sich den anderen zu und schüttelte den Kopf, als ob er zu erkennen geben wollte, daß der Mann unzurechnungsfähig sei.

Der Förster schlug vor, in den Garten zu gehen, um die äußeren Umstände der Tat festzustellen. Es hatte jetzt angefangen zu dämmern, durch die großen Fenster der Leutestube konnte man die nächste Umgebung bereits undeutlich erkennen.

Krag und Dr. Benediktson blieben etwas hinter den andern zurück.

„Was glauben Sie?“ fragte Krag.

„Dasselbe wie Sie“, antwortete Dr. Benediktson, ohne sich zu besinnen.

„Sie glauben an Oves Aussage?“

„Ja, aber er hat etwas verschwiegen?“

„Und das ist?“

„Daß er den Mann, der geschossen hat, kennt. Zweifeln Sie daran?“

„Nein“, antwortete Krag.

„Es war jemand aus dem Hotel.“

„Aber wer?“

„Sind Sie darüber im Zweifel?“ fragte Krag.

„Nein“, antwortete Dr. Benediktson.

Draußen auf dem Hof war man bereits im Begriff, sich aufzustellen, um die Plätze zu markieren. Der Sommermorgen war hereingebrochen, das Gras hatte eine tiefgrüne Farbe, wie man sie nur im Frühling findet, kein Wind bewegte die Baumwipfel, auf denen das Gold der Sonne lag, alles stand in vollem Flor, Garten, Wiesen und Wald. Ein Chor von Vogelstimmen schwirrte durch die Luft, als ob eine Kinderschule Ferien bekommen hätte. Die Holzwände des großen Hotels blitzten von Sonne und Tau; es lag dort so still in der Morgenruhe, einige Jalousien herabgelassen, noch fest schlafend, andere Fenster weit offen, wie vor dem Erwachen. Es mochte fünf Uhr sein. Die Leute auf dem Hof sahen alle grau und müde aus.

Bald war die Stelle gefunden, wo Ove gelegen hatte, und man sah den Abdruck im Grase unter der Tanne. Nach seiner Aussage sollte der Mann, der geschossen hatte, keine dreißig Schritte von ihm entfernt, am Waldrand gestanden haben. Alle Entfernungen wurden plötzlich so klein im Tageslicht; im Dämmern werden ja Entfernungen so unendlich groß, um schließlich im Dunkeln ins Unermeßliche zu wachsen.

Bei näherer Untersuchung wurde festgestellt, daß der „Schatten“, den Ove gesehen hatte, unmöglich ins Hotel gelangen konnte, ohne von Gaarder, der im Begriff war, fortzugehen, gesehen zu sein. Auch konnte er nicht über den offenen Hofplatz, der im vollen Mondschein lag, laufen, ohne daß Krag und der Förster ihn von der Landstraße aus gesehen hätten.

Und ebensowenig konnte er sich in den Hofgebäuden versteckt haben, denn Gaarder hatte gerade seine Runde beendigt und alles verschlossen gefunden.

Wo war der Mann also geblieben?

Asbjörn Krag trat auf Dr. Arran zu, der im Morgenlicht höchst seltsam aussah mit seinem gelblichen Gesicht und dem grünen Samtjackett.

„Warum haben Sie Herrn Gaarder so gequält?" fragte Krag.

„Sahen Sie, wie er sich quälte?" fragte Arran eifrig. „Nicht wahr, er war drauf und dran zu weinen." „Ja, ich sah es. Sie waren recht unbarmherzig."

„Unbarmherzig, ja, das wollte ich auch sein. Sahen Sie seine Blässe?"

„Ja, er war sehr blaß."

„Warum verschwiegen Sie, daß wir das Projektil gefunden haben?" fragte Arran plötzlich.

„Das Projektil?"

„Ja, das Projektil in der Schrankwand", sagte Arran ungeduldig, „das Projektil war aus Gaarders Jagdgewehr!"

34.

Wie nach stillschweigender Übereinkunft war nicht mehr davon die Rede, die Obrigkeit zu benachrichtigen. Der Förster fuhr mit seinem toten Hund im Wagen davon, und Asbjörn Krag ließ alles bis auf weiteres auf sich beruhen, weil er befürchtete, daß das Eingreifen der Obrigkeit das feine Gespinst zerreißen könnte, das jetzt langsam auf die Enthüllung der Wahrheit hinzuweisen begann. Ove Schmidt bekam Befehl, das Hotel nicht zu verlassen. Den Tag über sah man ihn zwischen dem Gesinde, er schaute ihrer Arbeit zu und aß mit in der Leutestube.

Als der Hotelomnibus in der Dämmerstunde kam, brachte er ein Telegramm für Asbjörn Krag mit, unter der Adresse seines angenommenen Namens. Dieses Telegramm schien von äußerster Wichtigkeit zu sein. Nachdem Krag es sorgfältig dechiffriert hatte, hielt er eine längere Beratung mit seinem Freunde, dem Doktor, der aus diesem Grunde von seinem Platz im Garten abberufen wurde. Nach gründlicher Überlegung entschloß Krag sich, die Hotelwirtin, Frau Alexandra, aufzusuchen.

Krag hatte sie an diesem Tage noch nicht gesehen, wußte aber, daß sie beim zweiten Frühstück, bei dem er nicht zugegen gewesen war, präsidiert hatte.

Krag ließ sich melden, und sie empfing ihn in ihrem privaten Salon. Sie zeigte nicht die geringste Neugierde, war nur ruhig abwartend, als nähme sie an, daß der Besuch irgendeinen geschäftlichen Grund hätte. Doch hatte sie kein Licht angezündet, das Zimmer lag im Halbdunkel, und sie hatte sich mit ihrem Lorgnon bewaffnet. Im übrigen war sie wie g[illegible]hnlich die große Dame, würdig, gemessen, wortkarg.

„Womit kann ich Ihnen dienen, Herr Ingenieur?" fragte sie.

Krag konnte ihrem Tonfall anhören, daß sie beschlossen hatte, äußerst formell zu sein. Er sollte sie nicht noch einmal so schwach antreffen wie das letztemal in diesem Zimmer. Es war offensichtlich, daß sie sich jetzt eine unerschütterliche Ruhe erkämpft hatte.

„Ich bin hier, um die Wahrheit von Ihnen zu erfahren", sagte Krag.

Frau Alexandra lud ihn mit einer Handbewegung ein, Platz zu nehmen. Sie selbst setzte sich ihm gegenüber.

„Die Wahrheit", murmelte sie, „das ist ein schwieriges Thema. Wollen Sie etwas über das Hotel wissen? Kommen Sie als Gast oder als Privatmann?"

„Weder als Gast noch als Privatmann, sondern als Polizeibeamter."

Nicht einmal diese Mitteilung schien Frau Alexandra aus dem Gleichgewicht zu bringen.

„Wenden Sie sich dann nicht besser an meinen Mann?" sagte sie.

„Nein, denn ich bin überzeugt, daß Sie in diesen Dingen Bescheid wissen. Ich brauche Ihnen meinen richtigen Namen wohl nicht erst zu nennen, ich bin überzeugt, daß Sie ihn kennen."

Frau Alexandra beugte gemessen den Kopf.

„Und wer ist Ihr Freund?"

„Ebenfalls ein Detektiv."

„Ich begreife, daß die Herren es vorziehen, auf einer Erholungsreise anonym zu sein, dann ist man vor Neugierde geschützt."

Krag lächelte. Sie will nichts wissen, dachte er bei sich. Laut sagte er:

„Diese Tage waren keine Erholung für uns, Frau Alexandra, und sollten es auch nicht sein. Wir sind beide von Amtswegen hier."

„Ah, ich verstehe. An welchem Tage kamen Sie doch noch?"

Frau Alexandra überlegte und rechnete. Krag aber kam ihr zuvor.

„Es war am Tage danach", sagte er.

„Am Tage danach?" fragte sie erstaunt.

„Ja, am Tage nach Dr. Arrans Ankunft."

„Dadurch werde ich nicht klüger. An welchem Tage war das?"

„Lassen Sie doch das Komödienspielen, Frau Alexandra", sagte Krag, „Sie wissen genau, daß Arran am Donnerstag kam, Sie haben während der letzten Tage ja an nichts anderes gedacht."

„Mein Herr —" begann sie.

Krag aber unterbrach sie.

„Ich will mich nicht in Ihre Geheimnisse drängen", sagte er, „ich möchte nur meinen eigenen auf den Grund kommen. Und dabei können Sie mir helfen. Ich will ganz aufrichtig gegen Sie sein und Ihnen sagen, weshalb mein Kollege und ich hierherkamen. Wir verfolgen Dr. Arran und seine Dame."

„Seine Dame?" fragte Frau Alexandra und war sichtlich überrascht, „ich wußte nicht, daß Dr. Arran eine Begleiterin hat."

„Dem Anschein nach nicht. Und dennoch ist er in Begleitung — oder richtiger — begleitet er eine Dame. Sie ist Ihnen sicher schon aufgefallen. Die schwarzgekleidete, schweigsame und geheimnisvolle Dame."

Frau Alexandra begann zwischen einigen Papieren, die auf dem Schreibtisch lagen, zu blättern.

„Die Dame, die sich Kate Wulff, Malerin, nennt und Zimmer 130 bewohnt?" sagte sie, „ja, sie ist mir aufgefallen. Sie ist deutsch. Dr. Arran aber kennt sie nicht. Sie grüßen sich nicht einmal."

„Sie ist Dänin", antwortete Krag, „und hat kürzlich im Grand Hotel in Gotenburg unter dem Namen Frau Ellen Bille gewohnt. Zusammen mit ihrem Mann."

„Und Herr Bille?"

„Professor Johannes Bille ist derselbe, der sich jetzt Arran nennt."

Während Krag diese Aufschlüsse gab, beobachtete er die Wirtin genau. Sie versuchte eine gewisse Überraschung, ein Gefühl von Angst oder Unbehagen zu verbergen, doch glückte es ihr nicht ganz.

„Ihre Mitteilungen interessieren insofern, als die Leute in meinem Hotel wohnen. In welcher Weise aber kann ich Ihnen dienen?"

„Vorerst sollen Sie mich ruhig anhören. Ich habe seit einiger Zeit die Spuren des Ehepaares Bille verfolgt. Nachdem Bille Gotenberg verließ, hat sie sich wahrscheinlich sehr verändert. Sie hätten sie auf dem großen Basar zugunsten ertrunkener Seeleute sehen sollen! Hätte ich nach ihrem Aufenthalt in Gotenburg einen Steckbrief hinter ihr her senden sollen, würde ich sie folgendermaßen charakterisiert haben: Sehr schön, gewagt in Kleidung und im Umgang mit Herren, lebhaft, läßt ihre hübsche Singstimme gern hören. Sie werden begreifen, daß es nach dieser Beschreibung nicht ganz leicht war, sie in diesem Hotel zu finden. Es besteht nicht die geringste Ähnlichkeit zwischen der lebensfrohen Dänin, Frau Bille, die den steifen und feierlichen Gotenburgern den Kopf verdrehte, und der ernsten, wehmutsvollen Malerin, Fräulein Kate Wulff."

„Es gehen bisweilen große Veränderungen in einem Menschenleben vor," sagte Frau Alexandra sinnend, „vielleicht ist sie von einem großen Schmerz betroffen worden."

Krag lachte laut auf.

„Der sie veranlaßt hat, ihren Namen zu ändern. Nein, Frau Alexandra, sie hat keinen großen Schmerz, wohl aber einen großen Ärger erlebt. Denn seit sie Gotenburg verließ, ist es ihr klar geworden, daß sie von der Polizei verfolgt wird."

(Fortsetzung folgt.)

Der operierte Bär.

Von Karl Ludwig Schleich.

Aus dem in Kürze bei Ernst Rowohlt in Berlin erscheinenden Buch „Dichtungen" von Karl Ludwig Schleich, dem berühmten Chirurgen, das neben der Lyrik Aphorismen und Novellen enthält.

Es war zur Zeit der höchsten Blüte des Erfindergenies Albrecht von Graefes, der eben erst mittels des Augenspiegels, den ihm Helmholtz geliefert, die Wunder des inneren Auges erschlossen hatte und durch einen höchst einfachen Schnitt gelehrt hatte, den grauen Star zu operieren und sich damit anschickte, seinen Christusweg durch die Nacht der Blinden anzutreten, so daß er bei seinem frühen Tode sagen konnte: „Ich habe Zehntausende selbst sehend gemacht und Abertausenden zum Licht verholfen!", als eines Tages der damalige Direktor des Zoologischen Gartens zu Graefe kam. Er teilte ihm mit, daß ein großer alter Bär, ein Prachtstück des Gartens, augenscheinlich Sehstörungen habe, ob es den Meister der Augenheilkunde nicht interessiere, den

alten Herrn und Großvater sachgemäß zu untersuchen. Hebel, Winden, der Stuhl, auf dem Meister Petz ganz manierlich Platz zu nehmen Bildung genug besäße, Taue — alles sei bereit. Graefe sagte mit Lebhaftigkeit zu. Die Konsultation wurde inszeniert, der Augenspiegel, die Reflektoren mitgebracht, und es ergab die Untersuchung: „Beiderseits grauer Star."

„Natürlich operiere ich ihn. Das kann einen vollen Erfolg geben."

Wie ein Lauffeuer verbreitete es sich durch die Charitee: Graefe wird einen alten Bären dann und dann am Star operieren. Traube, Dieffenbach, Jüngken gehörten zu den wenigen, die in den Käfig gelassen wurden. Vor dem Außengitter ging gerade der bekannte Bildhauer Wolff vorbei und skizzierte sofort die sonderbare Szene auf ein Blatt seiner Mappe. Der Bär saß festgeschnallt auf einem Lehnstuhl, der Kopf und Rumpf waren kunstvoll absolut fixiert. Graefe ordnete seine feinen Instrumente. Eine der Berühmtheiten narkotisierte. Aber — o weh! Meister Petz hatte kaum ein paar Atemzüge aus der mit Chloroform getränkten, eigens für ihn konstruierten Trichtermaske gesogen — da war er mausetot. Er war aus dem Leben fortgetrottet.

Das war sehr deprimierend, statt des Triumphes menschlicher Kunst sozusagen ein medizinischer Justizmord. Statt des Erfolges die magere wissenschaftliche Erkenntnis, daß Bären, wie z. B. auch Hunde, Chloroform nicht vertragen, wahrscheinlich aus gehirnanatomischen Gründen. Alle Belebungsversuche vergeblich. Grisi blieb mausetot. Von dieser Szene nun machte der zuschauende Bildhauer Wolff ein köstliches kleines Denkmal voll Humor und Laune, auf dem sämtliche Teilnehmer des Bärenmordes abkonterfeit sind, von dem nur wenige Exemplare gefertigt sind. Mein Vater, ein intimer Freund Albrecht v. Graefes, besaß eins, ein Geschenk des Meisters, und ich erbte es, mit ihm diese Erinnerung. Das kleine Bildwerk steht über dem Schreibtisch in meinem Laboratorium. In der Mitte der vollendeten Tiergruppe, die anmutet wie eine Szene aus Reinecke Fuchs, liegt der tote Bär auf einem großen Lehnsessel mit einer Brille auf der Nase, im Schlafrock, hinter ihm mit einer flachen Kappe ein stattlicher Widder, rechts neben ihm eine Eule im Frack mit dem Totenkopforden, dem Toten an der Brust horchend, links stolz, vorwurfsvoll ein Pavian, im Vordergrunde ein sehr eleganter Fuchs im Zylinder. Alle diese Personen sind absolut porträtähnlich, und mein Vater wußte, wen jede Tierfigur darstellte. Vorne rechts zu Füßen des Bären ein weinender kleiner Enkel des Verstorbenen.

Der Bildhauer Wolff hat darauf folgenden Vers den glücklichen Besitzern eines Exemplars seiner Schöpfung gesandt:

Der Bär hier ist ein toter Mann,
Das Chloroform war schuld daran.
Ein ärztliches Kollegium
Ging mit dem Vieh zu menschlich um
Der Schafbock sucht es zu verschmerzen.
Die Eule horcht nach seinem Herzen.
Der Pavian sieht alle voller Vorwurf an
Das Füchslein rennt,
Das Bärlein flennt.
Der Wolf setzt ihm sein Monument.

Wen soll man heiraten?

Die Frankfurter wissenschaftliche Wochenschrift „Die Umschau" hat die Preisfrage gestellt: „Wen soll man heiraten." Das gewiß sehr interessante Thema hat eine Anzahl von Beantwortungen gefunden, und den Preis erhielt eine sehr ausführliche Darstellung des Professors Dr. Friedländer. Wir geben in gedrängter Zusammenfassung seine Ansicht wieder.

Professor Dr. Friedländer erklärt: Für die Schließung einer Ehe gibt es lehrbare Grundsätze. Zu verweisen sei die Unterscheidung von Liebes- und Vernunftheirat, beides müßte zusammenwirken. Liebe macht blind, Denken dagegen sehend und kritisch. Der Hauptgrundsatz von Professor Friedländer ist: Man soll einen geistig und körperlich gesunden Menschen heiraten, mit dem eine geistig und gefühlsmäßig harmonische Ehe möglich ist. Aber wie ist dieser Grundsatz in der Praxis durchzuführen? Professor Friedländer stellt zunächst bezüglich der körperlichen Gesundheit fest, daß gewisse Krankheiten, wie schwerer Alkoholismus, Morphiumsucht, Schwindsucht, Geschlechts- und Geisteskrankheiten, nicht nur den Einzelnen, sondern auch seine Nachkommenschaft bedrohen. Ein absolut sicheres Mittel, diese Gefahren auszuschließen, ist aber nicht vorhanden. Denn die genannten Krankheiten sind nicht immer nachweisbar, und die erbliche Belastung entzieht sich überhaupt der Feststellung, da mathematische Gesetze für die Vererbung beim Menschen nicht bestehen oder jedenfalls nicht erkannt sind. Nach Professor Friedländer fällt also der Wahrhaftigkeit und dem Verantwortungsgefühl des Einzelnen sehr häufig die Entscheidung anheim. Aber auch hier ergibt sich die Schwierigkeit, daß man die Gefahr sehr leicht überschätzen kann, und daß selbst der Arzt es ungeheuer schwer hat, einer Eheschließung zu widerraten, wenn in einer Familie Spuren der obengenannten Krankheiten nachweisbar sind. Immerhin aber liegen nach Professor Friedländer manche Fälle durchaus klar, und er nennt es Frivolität und Gedankenlosigkeit, wenn man in solchen Fällen die Forderungen der Gesundheitslehre bei Eheschließungen mißachtet.

Viel wichtiger aber noch als die körperliche, schätzt Professor Friedländer die *geistige Seite der Ehe* ein. Er sagt hierüber: Wenn ein Ehegatte den andern um mehrere Haupteslängen überragt, der eine groß, der andere sehr klein gewachsen ist, so wird dieses vielleicht, wenn es lustwandelt, die Blicke der Umwelt auf sich ziehen — es wird auffallen. Sitzen Mann und Frau in ihrem von Glück erfüllten Heim nebeneinander, ist der Größenunterschied kaum zu merken. Hat der eine aber eine kleine oder keine, der andere aber eine große Seele — dann fällt dieses Paar auf der Straße niemand auf — jedoch zu Hause fällt es auseinander. Auf keinem anderen Gebiete stürzt ein Irrtum in solche Tragik. Keine ärztliche Untersuchung vermag sittliche und geistige Veranlagung (wenn überhaupt, so nur durch Beobachtung und eingehende psychologische Analyse) genau zu erfassen, noch weniger aber die Anpassungsfähigkeit an eine andere Persönlichkeit festzustellen. Und doch ist dies der Kern, um welchen sich die Frage kristallisiert. In diesem Kern ruhen die Gefahren, welche zum Teil unvermeidlich sind. Zwei geistig vortrefflich beanlagte, sittlich hochstehende, körperlich gesunde Menschen können unsagbar unglücklich werden, wenn — Weltanschauung, Religion, Politik, Tradition nicht gleichgerichtet sind oder sich nicht anpassen. Wenn Gefühls- und Verstandesleben auseinanderstreben. Wenn Mangel an Beherrschung, wenn Empfindlichkeit, Reizbarkeit vorhanden sind. Wenn Fragen der Erziehung, des Berufs, der Lebensführung in und außer dem Hause nicht Gegenstand ruhiger Erwägung und gemeinsamer Betrachtung, sondern effektvoll oder brutal energisch, selbstherrlich entschieden werden."

Zusammenfassend fordert Professor Friedländer reichsgesetzlich einzuführende Aufklärung über Vererbung, Zuchtwahl, Volkskrankheiten, Hygiene und über die sittliche Grundlage der Ehe. Hier macht er aber selbst die Einschränkung, daß diese Gesundheitszeugnisse nur eine Halbheit darstellen, wenn nicht die ärztliche Untersuchung die psychologische Ergründung der ganzen Persönlichkeit einschließt. Wie diese Vollunterſuchung in allen Fällen durchgeführt werden soll, bleibt allerdings auch bei Friedländer eine offene Frage.

Der Mann von vorvorgestern.

Kauapfel kam daher. Wie er so über die Straße ging, den Kopf gesenkt, den Blick tief nach innen gerichtet, in einem schon ziemlich schäbigen Anzug, mit einer Krawatte von einem ganz undefinierbaren Blau, die einem windschiefen Fragezeichen glich, und einem grauen Zylinder von Anno Tobak auf dem Kopf — wie er, meine ich, über die Straße nicht so sehr ging, wie gleichsam über ihr schwebte —, da machte er, weiß Gott, den Eindruck eines Schattens, den unsre Urgroßväter einst versehentlich auf dieser Welt zurückgelassen hatten!

Ich sagte: „'n Tag, Kauapfel! Wissen Sie das Neueste?"

Er schüttelte den Kopf. „Will ich auch gar nicht hören. Aber wissen Sie das Älteste?"

Ich fragte: „Nun?"

„Das Älteste", sagte Kauapfel, „ist die Tatsache, daß es auf Erden nichts Neues gibt. Es ist alles schon da gewesen. Das hat zwar schon Ben Akiba gesagt, aber auch Ben Akiba war schon da, und er hat mit seinem Ausspruch nur etwas wiedergekaut, was andere vor ihm sicherlich schon längst und mehrfach ausgesprochen hatten."

„Falsch", sagte ich. „Es ist Verschiedentliches noch niemals dagewesen. Zum Beispiel die Eisenbahn. Wollen Sie behaupten, daß früher auch die Eisenbahn schon da war?"

Kauapfel tat meinen Einwand mit einer stummen Geste ab, als sei es eine Erfindung wie die der Eisenbahn gar nicht wert, daß man über sie rede.

Ich sagte: „Oho! Und der Telegraph, das Telephon? Und die Flugzeuge, die Handgranaten, die Unterseeboote und die modernen Überkanonen? Und Radio, Shimmy, Fernphotographie, Fußball und die Hochschule der Weisheit in Darmstadt? Wollen Sie sagen, daß das alles auch schon da war?"

Kauapfel lächelte mitleidig und meinte: „Bah! Alle diese Dinge sind nur Erzeugnisse eines auf oberflächlichen Fortschritt gerichteten menschlichen Willens, der früher natürlich auch schon da war. Aber man schätzte ihn früher nicht hoch. Man zog es damals, müssen Sie wissen, vor, anstatt äußerlich fortzuschreiten, sich innerlich zu vertiefen!"

„Kauapfel", sagte ich spöttisch, „mir scheint, Sie sind nicht von heute. Sie sind noch von gestern!"

„Von gestern? Nein. Ich bin von vorvorgestern."

„Bilden Sie sich darauf noch etwas ein?"

„O nein. Aber ich bin der Meinung, daß ich als ein Mann von vorvorgestern bequemer lebe, als ich es könnte, wenn ich von heute wäre."

„Hm," sagte ich, „das ist interessant. Aber es muß doch auch schwierig sein. Sagen Sie, wie stellen Sie es an, nicht im Heute, sondern im Vorvorgestern zu leben?"

„Das ist sehr einfach. Ich mache die Augen zu."

„Sie machen die Augen zu?"

„Jawohl. Und ich halte mir auch die Nase zu. Und in meine Ohren stopfe ich Watte."

„Warum?"

„Um den Lärm nicht zu hören, den das Leben von heute macht. Und um den Gestank nicht zu riechen, der mir von überall entgegenweht, wo eines eurer höllischen Autos vorüberrattert."

Kauapfel holte aus seiner Tasche eine silberne Schnupftabakdose, nahm eine Prise und steckte die Dose gelassen wieder ein. „Tja, mein Lieber, für Menschen, die in diesen unruhigen Zeiten noch gemächlich leben wollen, kommt alles darauf an, daß sie die Augen zumachen. Ein solcher Mensch sieht dann die Tollheit nicht, die rings um ihn her ihr höllisches Spiel treibt, er blickt geruhsam nach innen und baut voll Andacht die Welt seiner Urgroßeltern in sich auf, in der er dann ein zufriedenes und stilles Leben führt. Einem solchen Menschen kann auch in so gefährlichen Zeitläuften, wie wir sie heute durchleben, niemals etwas passieren."

Kauapfel lächelte, gab mir die Hand und ging weiter. Nein, schwebte gleichsam mit geschlossenen Augen weiter über der von einem Höllenlärm erfüllten Großstadtstraße hinunter, während ich ihm verwundert und wohl auch ein wenig neidisch nachsah. Bis ganz plötzlich etwas passierte — —

Ich hielt einen Mann an und fragte: „Hören Sie, was ist denn da unten passiert?"

„Ach, nichts," sagte der Mann. „Ein Auto hat irgend so eine Schlafmütze überfahren, die ihre Augen nicht aufmacht und die Watte in den Ohren gehabt hat!"

Hermann Wagner.

Wie die Termiten bauen.

So sehr die abenteuerlichen, an kleine Dolomitentürme, große Keulen, Pilze, menschliche und tierische Gestalten erinnernden Bauten der Termiten dem Tropenreisenden auffallen, so schwer bekommt er doch die Tiere selbst innerhalb ihres angestammten Nestes zu sehen. Das hat seinen Grund darin, daß die Termiten von innen heraus bauen. Nicht bei allen, aber bei den meisten Bauten sind fünf verschiedene, immer kleiner werdende Nester ineinandergeschachtelt, die nur durch winzige Tore, meist unterirdisch, unter sich und mit der Außenwelt verbunden sind. Die fünf Schachteldecken, besonders die äußerste, sind außerdem so dick und hart, daß sie nur mit den wuchtigsten Werkzeugen oder mit Sprengmitteln geöffnet werden können. Trotzdem besitzt der Bau eine tadellose Lüftung. Als vortrefflichen Schutz gegen Tropenregen und Sonnenbrand bringen die meisten Termitenarten mehrere Dächer übereinander bei ihren Gebäuden an, was viele Negerstämme nachgeahmt haben. Prof. Escherich, der die Lebensweise der Termiten auf der Insel Ceylon studierte, hatte von einer Gattung zwei Königinnen nebst zahlreichen Arbeitern und Soldaten gefangen und tat sie in ein künstliches Nest mit reichlichem Baustoff zwischen zwei Glasplatten. Die beiden Königinnen saßen zunächst still auf dem Boden, eine hinter der anderen. Es dauerte nicht lange, so kamen Soldaten, kleine, blinde, drollige Kerlchen mit ungeheuer dicken Köpfen und breiten Kiefern. Sie stellten sich sofort gruppenweise in ziemlich regelmäßigen Abständen auf und zogen so rings um die Königinnen eine Art Belagerungs- und Bewachungsgürtel. Jede Gruppe bildete wieder einen Kreis für sich in der Weise, daß die Soldaten stets die Köpfe nach dem Innern des Kreises gerichtet hatten, wobei sie ständig erwartungsvoll mit den Fühlern wedelten. Jetzt kam die große Schar der Arbeiter mit zubereiteten Erdklümpchen, verteilte sie auf das Innere der verschiedenen Gruppenkreise und begann, von den Soldaten angewiesen und mit den Fühlern beaufsichtigt und ermuntert, zu mauern. Die fleißigen Arbeiter häuften unermüdlich ein Klümpchen Erde auf das andere, so daß binnen kurzem schlanke Pfeiler auf allen Seiten des Gesamtgürtels in die Höhe wuchsen. Nach geraumer Zeit wurde wie auf Befehl das Pfeilerbauen eingestellt. Alles ging nun unten in deren Verbreiterung, jedesmal genau in der Richtung gegen den benachbarten Pfeiler. Es wurde die ganze Nacht hindurch gemauert, und am nächsten Morgen umgab die beiden Königinnen ein ununterbrochener, ziemlich dicker Wall, dem niemand ansehen konnte, wie er entstanden war. So genau hatten die einzelnen Gruppen, jede unabhängig von der andern, gearbeitet, daß auch nicht die Spur von unnötigen Ecken, Ausbuchtungen oder Kurven an der Festungswand zu entdecken war. Aber auch die nötigen, sehr engen Tore zum Ein- und Ausschlüpfen für die Dienerschaft der gefangenen Majestäten waren nicht vergessen. Die Vollendung des Baues geschah nun fast senkrecht bis zur Decke des engen künstlichen Nestes. In der Natur werden die Wände natürlich viel höher, bei großen Bauten von 10 Meter Umfang bis zu 7 Meter Höhe, hinaufgeführt und schließlich durch Wölbung zu einer Spitze oder Kuppel zusammengezogen.

Bunte Chronik



* **Der Ursprung der Briefkästen.** Die Briefkästen haben eine merkwürdige Entstehungsgeschichte, auf die in einem italienischen Blatt hingewiesen wird. Im 16. Jahrhundert brachten die Behörden in Florenz in den Kirchen hölzerne Kästen an, in denen sich ein Spalt befand. Diese Kästen waren zur Aufnahme von anonymen Anzeigen bestimmt, durch die sich die gefährdete Regierung gegen irgend welche Umstürze und Verbrechen sichern wollte. Die Kästen führten den Namen „tamburi". Nur die Mitglieder der Regierung besaßen zu ihnen Schlüssel und nahmen von Zeit zu Zeit die eingelaufenen Denunziationen heraus. Man wollte auf diese Weise die Republik schützen, und die Tamburi sollten allen Aufrührern zur Warnung dienen, daß die Regierung stets wachsam sei. Diese Kästen erhielten sich in Florenz lange Zeit hindurch. Aber als ihre ursprüngliche Benutzung in Vergessenheit geraten war und das Postwesen sich allmählich entwickelte, steckten die Briefträger die Briefe für die Geistlichen in diese Behälter in den Kirchen, und die praktische Verwendung bürgerte sich allmählich ein. Die Tamburi wurden an den Postanstalten angebracht, und so entstanden die Briefkästen, die dann mit der Entwickelung der Post ihren Siegeszug durch die ganze Welt antraten.

*

* **Sieben Fuß lange Zähne.** Zu Casamari in der Nähe von Arpino in der Campagna, etwa 75 Kilometer südöstlich von Rom, wurde bei Grabungen eine merkwürdige Säule gefunden, die der Prior des Klosters von Casamari Fisciarli zunächst für einen versteinerten Baumstamm hielt. Prähistoriker stellten aber dann fest, daß es sich hier um das Fossil eines Mastodon-Zahnes handelt. Es wurden auch noch andere Zähne dieses vorsintflutlichen Riesenmammuts gefunden; einige von ihnen messen in der Länge 7 Fuß 6½ Zoll bei 8 Zoll Durchmesser und einem Gewicht von 850 Pfund.



Kleine Rundschau-Ecke



* **Aus der guten alten Zeit.** Ein Theaterzettel aus dem Jahre 1734 wird im Braunschweiger Stadttheater aufbewahrt. Nach Ankündigung des Stückes heißt es darin: „Zur Bekwemlichkeit des Publikums ist angeordnet, tas die erste Reihe sich hinlegt, die zweute Reihe knieth, die drütte sitzt, die vürte steht, also könnens Alle sehen. Das Lachen ist verbothen, weils ein Drauerspiel ist."

*

* **Mißverständnis.** Ein Mann wird auf der Straße ohnmächtig. Ein zufällig des Weges komender Arzt bemüht sich nun um ihn und bittet die umstehenden Leute um Wasser. Ein Arbeiter kommt mit einer Kanne voll an. Der Arzt befiehlt: „Langsam auf die Schläfe gießen!" Der Arbeiter gießt aber immer auf den Schlips des Ohnmächtigen. Der Arzt schimpft: „Sie sollen doch immer auf die Schläfe gießen!" Worauf der Arbeiter sagt: „Was woll'n Sie denn, ich gieß' ja egal uff die Schleefe!"

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.